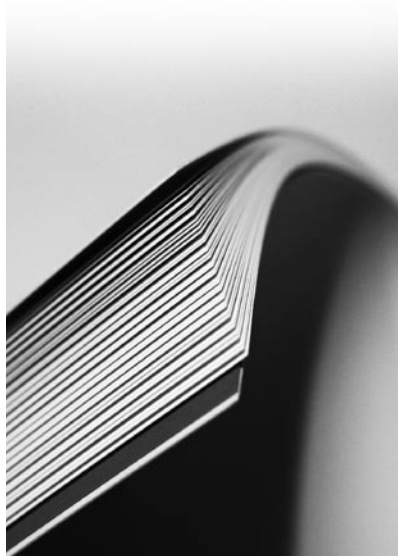




**Nachrichten aus der Abteilung Buchhandel
an der Wirtschafts- und Kaderschule KV Bern**

Pegasus

Nr. 96

Oktober/November 2009

Editorial

Demokratie und Schule

Mir sind Debatten über die Demokratie genau wie Diskussionen über die Schule häufig zu grundsätzlich. Denn im Grundsatz sind wir uns ja einig: Es gibt keine Alternative. Wer mit der Demokratie unzufrieden ist, fordert eine bessere – und sicher keine Diktatur. Wer mit der Schule unzufrieden ist, fordert nicht deren Abschaffung, sondern ihre Veränderung.

Der Wunsch nach einem Zustand motiviert uns, Prozesse ins Rollen zu bringen, die dazu führen können. Unsere Herausforderung liegt darin, zu akzeptieren, dass wir uns so ständig im Prozess und selten im Zustand befinden. Dafür sind Demokratie und Schule die treffendsten Beispiele: Ihr guter Zustand ist absolut abhängig von der Beteiligung des Einzelnen.

Dürrenmatt beendete 1950 seinen Essay «Das Schicksal der Menschen» mit einem Satz, der mir bei der Arbeit – auch bei der freiwilligen – oft durch den Kopf geht:

«Von der Politik haben wir Vernunft, von den Einzelnen Liebe zu fordern. Es ist Sache der Politik, dafür zu sorgen, dass aus der Chance Einzelner die Chance der Einzelnen wird.»

Und es ist Sache der Schule.

Finger-Tipps

Google versteht Sie nicht!

Google versteht Sie nicht!

«You're doing your homework. You're stuck and you need some answers. So you get help from your answer machine. On a table next to you is a typewriter keyboard. When you push the correct keys, your questions will be answered on a screen on the wall. You might ask: Who invented the phonograph? And the machine would answer: Thomas E. Edison.» Solche fantastischen Möglichkeiten der Zukunft verhiess im Jahr 1964 das amerikanische Kinderbuch «childcraft». ¹ «Someday, you might have an answer machine that could do all those things.»

45 Jahre später stellen Suchmaschinen vermeintlich Informationen für all unsere Suchanfragen bereit. Sind Google & Co. unsere heutigen Antwortmaschinen? Wer das Google-Ergebnis bei einer Anfrage betrachtet wie im erwähnten Kinderbuch, könnte das meinen. Wir sollten uns vom Suchergebnis aber nicht täuschen lassen. Google & Co. liefern nicht automatisch richtige Antworten auf unsere Suchanfragen, weil Suchmaschinen unsere Frage nicht als solche verstehen. Sie analysieren die Suchanfrage lediglich als Buchstabenfolge. Komplexere Fragen lassen sich aber mit Suchmaschinen-Algorithmen nicht beantworten. Passende und korrekte Treffer bzw. Informationen sind demnach oft Glücksache. Heutige Suchmaschinen sind weit von der Realisierung einer Antwortmaschine entfernt. Abseits der bekannten Suchmaschinen entwickeln sich jedoch neue Suchdienste, die das Internet semantisch ordnen oder auf Fragen tatsächlich Antworten bereithalten.

Antwort-Frage-Communities

Das Web 2.0 ermöglicht es, Wissen zu teilen und am Wissen anderer teilzuhaben. Es entstehen Antwort-Frage-Communities, wo Menschen als Fragesteller und Antwortgeber aktiv sind. Je höher die Zahl der regelmässigen User, desto besser ist die Chance, eine kompetente Auskunft zu erhalten.

Yahoo! Clever!²: Yahoo baut eine Community auf, in der User Fragen zu unterschiedlichsten Themen stellen, andere User antworten und wieder andere kommentieren und ergänzen die Antworten. Jede/r kann mitmachen. Fragen sind zu allen erdenklichen Sachgebieten möglich: Bücher («Fantasybücher in denen Drachen vorkommen?»), Politik, Schule, Medien, Sport, Musik, Freizeit etc. Jede Frage wird innerhalb weniger Stunden von Interessierten beantwortet. Übrigens sind alle Fragen und Antworten in einem Archiv gespeichert und via Kategorie oder Stichwortabfrage für alle zugänglich.

Wer weiss was³: In dieser Community tauschen verschiedenste (Fach-)Leute Wissen zu den unterschiedlichsten Themen aus. Es ist ein sehr lebhaftes Netzwerk, in dem Experten und Interessierte laufend neue Fragen und Antworten einbringen. So werden bspw. Fragen zum E-Book-Reader oder die Rolle des Heideröslins bei Goethe diskutiert, der Titel eines Science-Fiction Films aus den Achzigerjahren oder die Geburtsstunde des Kinos erfragt.

Das geordnete bewertete Internet

Mitte der Neunzigerjahre war das Internet chaotisch und wuchs sehr schnell. Tim Berners-Lee, der erste Entwickler des Internets, baute ab 1994 mit «Virtual Library» eine kommentierte Linkssammlung auf. Dieser erste Suchkatalog brachte etwas Ordnung ins Web. Nach seinem Beispiel sind seither viele Suchkataloge entstanden, die alle gleich funktionieren: Eine Redaktion sammelt, bewertet und kommentiert Websites und ordnet sie in ein Verzeichnis. Diese thematische Erschliessung von Websites macht Suchkataloge nach wie vor attraktiv, weil Informationen damit kontextabhängig zugänglich sind.

Deutsche Internetbibliothek⁴: Rund 70 Informationsspezialisten erschliessen und bewerten Websites und stellen eine Auswahl in einem kommentierten Katalog bereit. Der Qualitätsstandard ist entsprechend hoch. Das kostenlose Informationsportal ist ein Gemeinschaftsprojekt der Bertelsmann Stiftung und rund 60 deutschen Bibliotheken. Wer im Katalog keine Informationen findet, kann seine Fragen zu allen Wissensgebieten von Experten kostenlos beantworten lassen.

dmoz open directory project⁵: dmoz ist eine der grössten und umfangreichsten Suchkataloge. Er wird von einer Gemeinschaft von freiwilligen Fachleuten unterhalten. Websites werden bewertet, beschrieben und Kategorien zugeordnet. Diese eindeutige Zuteilung macht dmoz zu einem exzellenten Ausgangspunkt für Recherchen in unterschiedlichen Sachgebieten.

Barbara Weger,
Fachlehrerin für Sortimentkunde

¹ Childcraft International: Childcraft Encyclopedia. Volume 6: How Things Change. Field Enterprises Educational Corporation, 1964.

² <http://de.answers.yahoo.com>

³ www.wer-weiss-was.de

⁴ www.internetbibliothek.de

⁵ www.dmoz.de

Schule und Demokratie. Eine Annäherung in Frageform.

Wir leben (und unterrichten) in Zeiten der Forderung nach Ökonomisierung und Privatisierung der Bildung, der Diskussion um harte Bildungsstandards, des enormen Drucks zur Selbstrechtfertigung der Schulen und des öffentlichen Sparwillens. Es scheint somit nicht gerade à jour zu sein, über die Beziehung von Demokratie und Schule nachzudenken oder gar fortschreitende Demokratisierung von Schule und Unterricht anzustreben. Was eine fortschrittliche Pädagogik und Didaktik lange Jahre gefordert hat, nämlich ein freier Umgang zwischen Lehrenden und Lernenden, eine Schulpraxis ohne Zwang und Vorschriften, scheint gescheitert, utopisch und wird inzwischen eher mitleidig belächelt. Mit Nonchalance wird der Gedanke an einen demokratisch organisierten Unterricht oder gar jeglicher Bezug zwischen Schule und Demokratie oft beiseite gewischt. Zugegeben: Gleichberechtigte Beziehungen zwischen Lernenden und Lehrpersonen scheinen unrealistisch, die oft gehörten Hinweise auf Lehrplandruck und persönliche Belastung, auf vorprogrammiertes Chaos und Willkür im Unterrichtszimmer dagegen unmittelbar einleuchtend. Angesichts lärmender, unwilliger, vielleicht sogar renitenter Klassen wirkt die Idee einer Demokratisierung des Unterrichts hoffnungslos gestrig, ja vielleicht lächerlich. Doch wird damit nicht das Kind mit dem Bade ausgeschüttet? Mir scheint zumindest die Gefahr, dass die historische und ideengeschichtliche Beziehung von Demokratie und Schule aus dem Blick gerät. Denn Erziehung und Schule sind wesentliche Bestandteile unseres Demokratieverständnisses: Das moderne Konzept einer öffentlichen, allgemein zugänglichen Bildung weist den (staatlichen) Bildungsinstitutionen die Aufgabe zu, Wissen zu vermitteln, damit Demokratie überhaupt funktionieren kann. Demokratische Öffentlichkeit, gesellschaftlicher und – davon letztlich nicht zu trennen – nachhaltiger technischer und ökonomischer Fortschritt hängen an der Vermittlung von Wissen. Es gibt demnach einen fundamentalen Zusammenhang zwischen Demokratie und Schule und dieser soll in der Folge nachgezeichnet werden.

Historische Aspekte

Die neuzeitliche Pädagogik entsteht in engstem Zusammenhang mit staatstheoretischen Überlegungen. Seit dem 16. Jahrhundert ist die Verknüpfung von Politik und Erziehung zentral: Erziehung soll auf die Teilnahme an der Politik ausgerichtet werden. Demokratie wird erst möglich, so die Überlegungen, wenn die Bürger (später auch die Bürge-

rinnen) auf diese hin gelenkt, erzogen werden. Dabei wird gerne auf die Antike verwiesen: Bereits der griechische Philosoph Aristoteles meint, der Staat müsse sich vorrangig und vor allem mit der Erziehung («paideia») der Jugend beschäftigen, weil sonst die Verfassungen («politeia») beschädigt würden. In den staatstheoretischen Überlegungen der Renaissance und des Humanismus sollen die Bürger so erzogen werden, damit sie an der Republik teilnehmen können, über die Erziehung soll letztlich eine republikanische Tugend hergestellt werden. Die Herstellung der Republik gelingt nur, wenn die Bürger auf die gleichen Werte eingestimmt sind – der einzelne muss dabei seine individuellen Interessen dem Wohl der Republik unterordnen. Sichergestellt wird dies eben durch die richtige Erziehung.

Die Diskussion, ob die Bürgerinnen und Bürger nur gebildet oder auch erzogen werden müssen, ist heute noch aktuell: Gibt es einen Erziehungsauftrag der Schule? Müssen klare Werte vermittelt werden? Oder sogar ein Zusammengehörigkeitsgefühl als Grundlage für die Demokratie? Oder muss nur Bildung vermittelt werden, Bildung, die den Lernenden ermöglicht, zu eigenen Werten zu finden? Wurde im Humanismus wie oben beschrieben noch ein Konzept vertreten, das den Bürger zur republikanischen Tugend erziehen und ihm auferlegen sollte, seine individuellen Interessen dem Interesse der Republik unterzuordnen, gehen Aufklärung und Liberalismus von anderen Voraussetzungen aus: Der englische Philosoph John Locke begründet im 17. Jahrhundert – basierend auf der Idee der natürlichen Freiheit des Menschen – die Position, dass der Staat sein Handeln gegenüber den Bürgern legitimieren muss. Der Staat schränkt in einzelnen Bereichen die natürliche Freiheit des Menschen zwar ein – Ziel staatlichen Handelns ist es aber, die individuelle Freiheit zu sichern und auszuweiten. Der Staat beruht somit auf einem Vertrag der Bürger, in welchem sie das Ausmass des staatlichen Handelns selbst festlegen. Damit entsteht auch ein neuer Typ von Erziehung, der Familie und Staat trennt und nicht auf die Einheit der Individuen im Staat, sondern auf deren Konsens setzt. Erziehung bedeutet jetzt, das Kind so anzuleiten, zu unterrichten, dass es das Naturrecht erkennen und selbst frei handeln kann: Die zivile Gesellschaft wird definiert als vernünftige Öffentlichkeit und als Verpflichtung der Erziehung zu Vernunft und Freiheit. Bildung soll damit darauf zielen, dass aus Schülerinnen und Schülern entscheidungsfähige Bürgerinnen und Bürger werden, die ihre individuellen Rechte und Freiheiten wahrnehmen können.

Für den modernen Liberalismus sind die Menschen ungleich geboren, d. h., es existieren Unterschiede

in Interesse, Herkunft, Umfeld, sozialer Lage, ja sogar in Biologie – diese zu verneinen, wäre fahrlässig. Das bedeutet jedoch, dass Ungleichheit auch in der Demokratie nicht zu vermeiden ist. Im Gegenteil resultiert aus individueller und rechtlicher Freiheit gesellschaftlicher Fortschritt – und dieser Fortschritt bedeutet wiederum, dass die Differenzierung der

individuellen Interessen und damit Ungleichheit sogar fortschreiten. Jedoch setzt demokratische Öffentlichkeit voraus, dass alle Menschen an ihr teilnehmen können – der Zugang zu Wissen und Können muss also für alle sichergestellt werden. Deshalb braucht es die öffentliche Bildung.



Heiliggeistkirche Bern

Demokratie im Unterricht?

Für die Schule selbst stellt sich nun die Frage, inwiefern Unterricht selbst durch Demokratie bestimmt ist, durch Freiheit und Gleichheit. Im Standardwerk «Demokratie und Erziehung» stellt der amerikanische Philosoph und Pädagoge John Dewey schon 1916 die Forderung auf, dass die Schule in ihrem Innern genauso zu gestalten sei wie das demokratische Leben in der Gesellschaft selbst. Dewey tritt für Unterrichtsformen ein, die auf Gleichheit zwischen Lernenden und Lehrenden basieren. Die Gemeinschaft im Schulzimmer soll quasi im Kleinen die demokratische Öffentlichkeit im Ganzen abbilden. Das Ideal wäre letztlich eine Schule ohne Lehrplan, eingebettet in einen demokratischen, gesamtgesellschaftlichen Prozess. Grundsätzlich ist dies ein einleuchtender Gedanke – es ist für uns als Lehrpersonen schliesslich im Unterrichtsalltag selbstverständlich, dass wir nicht auf Mittel der Unterdrückung oder Diskriminierung zurückgreifen. Ebenso klar ist uns, dass Lerneffekte ausbleiben, wenn Unterrichtsmethoden und Lerninhalte konträr zum Willen der Lernenden angelegt sind. Daraus folgt die Einsicht, dass Schülerinnen und Schüler möglichst weitgehend einbezogen werden sollen, dass Zielsetzungen klargemacht und die Relevanz des unterrichteten Stoffs aufgezeigt werden müssen. Aber: Ist eine weitergehende Demokratisierung denkbar? Wäre eine Schule ohne Lehrplan überhaupt noch eine Schule?

Schule bedeutet Lehren und Lernen, sie setzt also einen Wissensvorsprung auf Seiten der Lehrenden bereits voraus. Wenn davon auszugehen ist, dass Lernende das Wissen, das für das Funktionieren der demokratischen Öffentlichkeit vonnöten ist, erst erlernen müssen, kann die Schule nicht gleich wie die demokratische Gesellschaft selbst funktionieren. Gerade dies soll ja die zentrale Funktion der Schule sein: Schülerinnen und Schüler zur demokratischen Entscheidungsfähigkeit zu führen. Auf absoluter Gleichheit zwischen Lehrpersonen und Lernenden zu bestehen, hiesse, das Konzept von Lehrpersonen und Lernenden, ihre Differenz grundsätzlich zu negieren – da diese zwei Gruppen sich gerade nicht durch Gleichheit auszeichnen. Den Schülerinnen und Schülern würde ein spezifischer Schutz und eine spezifische Hilfe verweigert: «Eine demokratische Gesellschaft von Freien und rechtlich Gleichen, die aber sozial von Geburt her ungleich sind, ist darauf angewiesen, dass eine Institution besteht, in der diejenigen, die in Urteil und rechtlich abhängig sind, vorbereitet werden, selbstverantwortlich, als Freie zu funktionieren.» (Osterwalder) Osterwalder spricht von einer «treuhänderischen Rolle», die der Lehrperson dabei zukommt: Sie hat die Pflicht, die Lernenden zur Selbstverantwortlichkeit zu führen.

Damit dies gelingt, müssen die Lernenden wie auch die Gesellschaft als Ganzes darauf vertrauen können, dass die Lehrenden sich dieser Pflicht bewusst sind. Im Unterricht ist dieses Vertrauen keineswegs per se gegeben, sondern muss durch die Lehrperson in jeder Klasse, im Idealfall bei jeder und jedem Lernenden erst erworben und auch gerechtfertigt werden – d. h., Lehrende müssen ihre Methoden, ihre Inhalte, ihre Vorgehensweisen und ihre eventuellen Sanktionen stets rational, argumentativ rechtfertigen können. Autokratisches, gar tyrannisches Vorgehen ist somit ausgeschlossen.

Und: Man steht letztlich gleichwohl vor einem unauflösbaren Paradox: Das Undemokratische dient als Voraussetzung des Demokratischen. Die SchülerInnen sollen in einer Institution, die nicht demokratisch funktioniert, nicht demokratisch funktionieren kann, sprich: einer undemokratischen Institution, das Funktionieren von Demokratie erlernen – etwas, was zur gleichen Zeit unmöglich und notwendig ist.

Das Eingeständnis, dass Schule oft nicht demokratisch funktioniert, unterbindet trotzdem den Willen zur Demokratisierung nicht. Vielleicht sogar im Gegenteil: Erst die Einsicht, dass Demokratie und Gerechtigkeit nicht einfach «da», sondern immer erst herzustellen sind, eröffnet die Möglichkeit demokratischer Umgestaltung. Die Einsicht in die undemokratischen Strukturen und Abläufe von Schule, von Unterricht müsste so den Willen oder die Diskussion einer fortschreitenden Demokratisierung nicht unterbinden. Demokratie ist nie vollkommen und ihre Verwirklichung ungleich schwieriger als oft angenommen. Dies gilt für die Gesellschaft im Allgemeinen und für die Schule im Besonderen. Dennoch gibt es ein Engagement für die Demokratie; Demokratie und Gerechtigkeit haben Zukunft.

Hans Schill

Anmerkung: Wesentliche Inhalte dieses Artikels sind der Vorlesung «Demokratie, Erziehung und Schule» (Universität Bern, Wintersemester 2004/05) von Prof. Dr. Fritz Osterwalder geschuldet.

10 Fragen

Nach «war es wirklich so?» und «Was geschah im Monat X ...» gibt es nun eine neue Serie mit anregenden, kritischen und provokativen Fragen. Die ersten zehn stellt Bernd Schaub. Haben Sie, liebe Leserinnen und Leser, auch Fragen, die Sie sich immer wieder stellen? Schreiben Sie der Pegasus-Redaktion!

Zehn Fragen von Bernd Schaub

- Der Mensch, das höhere Säugetier aus der Ordnung der Primaten, ist im Vergleich zu anderen Tieren ausserordentlich schwach und verletzlich. Er hat weder ein Fell gegen die Kälte, noch Reisszähne, Krallen oder Hörner für die Verteidigung, zu schwache Beine für die schnelle Flucht, zu schwache Lungen und Muskeln für die lange Flucht, einen miserablen Geruchssinn, nicht gerade überwältigend gute Augen und eine sehr, sehr lange Kindheit. Und dennoch hat er überlebt. Woran kann das gelegen haben? An seiner nicht an Paarungszeiten gebundenen Sexualität? Oder an seinem Gehirn, welches ihn zur Erkenntnis befähigte, dass gemeinsam mehr erreicht werden kann als gegen einander? Das ihn lehrte, Nahrung zu teilen und gemeinsame Verteidigungsstrategien zu entwickeln? Und welche Zukunft erwartet den so genannten zivilisierten Mensch mit seiner Ich-bin-mir-selbst-der-Nächste-Mentalität, mit seiner Abzock-Manie?
- Bevor Schlachten begannen, pflegten die Geistlichen auf beiden Seiten Gottes Beistand und den Sieg für eine gerechte Sache zu erleben. Kaiser Wilhelm II schickte seine Truppen mit der Zusicherung in den Kampf, dass sie siegen würden, weil Gott auf ihrer Seite stehe. Das hatten die Feldgeistlichen der alliierten Truppen auch versprochen. Doch eine Seite verlor immer, was lief da schief?
- In der Sixtinischen Kapelle im Vatikan erblicken wir das berühmte Deckengemälde von Michelangelo «Die Erschaffung Adams» und blicken alle auf die Hand Gottes, welche die Hand Adams fast berührt. Und wer ist die Frau, die von Gott umarmt wird?
- Jeder kann einmal Fehler machen. Bei jemandem, der denselben Fehler zwei Mal macht, kommen Zweifel auf und wer Fehler ständig wiederholt, gilt als nicht lernfähig. Warum werden dann seit Menschengedenken Kriege geführt?
- Es gibt Menschen, und dass in zunehmendem Masse, die die Schöpfungsgeschichte in der Bibel wörtlich nehmen. Warum gibt es darunter – ebenfalls in beängstigend zunehmenden Masse – junge Lehrerinnen und Lehrer?
- Im Bahnhof Bern wird immer wieder vor dem Einsteigen in diesen oder jenen Zug gewarnt, weil dieser «weggestellt» wird. Haben Sie schon jemanden gesehen, der auch nur einen Wagen, geschweige einen ganzen Zug weggestellt hat?
- Wie wir wissen, erblickten Adam und Eva nicht aus einem Mutterleib kommend das Licht der Welt. Weshalb werden sie dann trotzdem von unzähligen Malern mit Bauchnabel dargestellt?
- Weshalb hat Zeus ausgerechnet Hermes zum Gott des Handels bestimmt? Weil er unter allen Göttern derjenige war, der am besten log?
- Unsere Wiege stand in Afrika und wir waren alle einmal schwarz. Warum werden dunkelhäutige Menschen aber immer noch diskriminiert?
- Die Kaffemühle mahlt Kaffee. Was malt die Windmühle?

Bernd Schaub,
Lehrer für Waren- und Kulturkunde



Lesende Kinder im Supermarché, Südfrankreich 2003.

Der Lyrik auf den Versen

Heinrich Heine – Lotosblume (1855)

Wahrhaftig, wir beide bilden
Ein kurioses Paar,
Die Liebste ist schwach auf den Beinen,
Der Liebhaber lahm sogar.

Sie ist ein leidendes Kätzchen,
Und er ist krank wie ein Hund,
Ich glaube, im Kopfe sind beide
Nicht sonderlich gesund.

Vertraut sind ihre Seelen,
Doch jedem von beiden bleibt fremd
Was bei dem andern befindlich
Wohl zwischen Seel und Hemd.

Sie sei eine Lotosblume,
Bildet die Liebste sich ein;
Doch er, der blasse Geselle,
Vermeint der Mond zu sein.

Die Lotosblume erschliesset
Ihr Kelchlein im Mondenlicht,
Doch statt des befruchtenden Lebens
Empfängt sie nur ein Gedicht.

Heinrich Heine (1797–1856): Post-Romantiker, Citoyen, glühender Verehrer Napoleons, getaufter Jude, Zoon Politikon, Deutscher im Pariser Exil, Sinnenfreund, aufbrausender Polemiker, Philanthrop und Misanthrop zugleich, Anhänger von König Louis Philippe und Freund Karl Marx', Bonvivant, Zyniker, Todkranker, Träumer, Gaukler, Dichter. Man wird mit Heinrich Heine nicht fertig, der Autor scheint sich sämtlichen Festlegungen zu entziehen. Von allem ist er abgewichen, alles hat er vertreten, den Glauben und die Blasphemie, die Republik und den Abscheu vor dem Volk ... Selber ein Romantiker hat er nach eigenem Bekunden «dem Sinne für romantische Poesie in Deutschland die tödlichsten Schläge beygebracht». Er gilt dem Jungen Deutschland als Vorbild, er aber verabscheut dessen Radikalität, sieht im politischen Pathos bereits die Guillotine aufblitzen. Nur eine Überzeugung trägt Heine durchs Leben: «Kunst ist der Zweck der Kunst». Und die Kunst ist das Höchste, die Kunst ist seine eigentliche Religion, seine Befreiung, denn in der Kunst ist alles erlaubt, hier gibt es keine Widersprüche. «Ich habe es, wie die Leute sagen, auf dieser schönen Erde zu nichts gebracht. Es ist nichts aus mir geworden, nichts als ein Dichter», sagt er am Ende seines Lebens, wohl wissend, dass dies nicht stimmt, vor allem aus seiner Sicht nicht

stimmt, schliesslich hielt sich Heine selber stets unbescheiden für ein Genie.

Seit 1848 ist Heine schwer krank, liegt praktisch bewegungsunfähig in der «Matratzengruft», wie er sein Krankenlager selbst bezeichnet, halb gelähmt, fast blind, abgemagert, unerträgliche Schmerzen leidend, gelindert nur durch Morphium. Aber: Heine arbeitet, er liest, er korrespondiert, er empfängt Besucher. Und es entstehen die späten Gedichte, seine letzte grosse Sammlung «Romanzero». Heines poetische Kraft ist keineswegs erlahmt, der typische Heine-Sound ist noch da, die rotzfrechen Reime, der luftige Volksliedton, die verschmitzte Sinnlichkeit. Heine zwingt der Krankheit – es war wohl Rückenmarkschwund, das heisst Syphilis – Kunst ab und also Leben.

Und: 1855, sieben Monate vor seinem Tod, erlebt Heine nochmals eine grosse Liebe, er lernt Elise Krinitz (1828–1896) kennen, von ihm kosend Mouche genannt. Ihr schreibt er zärtlich-selbstironische Liebesbriefe und verfasst für sie einige seiner letzten Gedichte. Wie das vorliegende «Lotosblume». Vielleicht kein bedeutendes Gedicht, vielleicht nicht einmal ein sehr gutes, aber ein interessantes. Auch hier swingt der bekannte Heine-Ton, und wie so oft packt der Dichter in federnde Verse, woran andere verzweifeln würden: Den Umstand nämlich, dass seine letzte Liebe eine platonische bleiben muss, denn Heine ist ein «Liebhaber (...) / der kaum ein Glied bewegen kann», wie er in einem weiteren Gedicht an die Mouche schreibt, vor allem das eine nicht. Die Liebenden sind Seelenverwandte, doch alles Körperliche bleibt ausgeschlossen, was sich bei dem andern «zwischen Seel und Hemd» befindet, unentdeckt. Das Bild der Lotosblume, das er hier auf die Geliebte anwendet, hat Heine bereits in seinen Jugendgedichten gebraucht: die sinnliche Blume der Nacht, dem Mond blühend, sich begehrend öffnend. Umso schlimmer, dass sie kein «befruchtendes Leben» empfängt, sondern «nur ein Gedicht» – wobei das Letzte selbstverständlich ein Understatement ist, denn über die Poesie geht eben nichts. Und damit bleibt Heine, wenn auch ironisch gebrochen, potent, «ein blasser Geselle» zwar, «lahm sogar», aber schöpferisch bis zuletzt. Die Ironie gilt seinem Zustand im Leben – mit der Kunst ist es ihm, wie immer, todernst, denn nur ihr ringt er letztlich Leben ab. Sie trägt Heine auch in seiner tödlichen Erkrankung, sie stiftet Sinn, wo sonst nur Trostlosigkeit wäre.

Hans Schill,

Lehrer für Literatur- und Kulturkunde

Im nächsten Pegasus: Matthias Claudius – Kriegslied

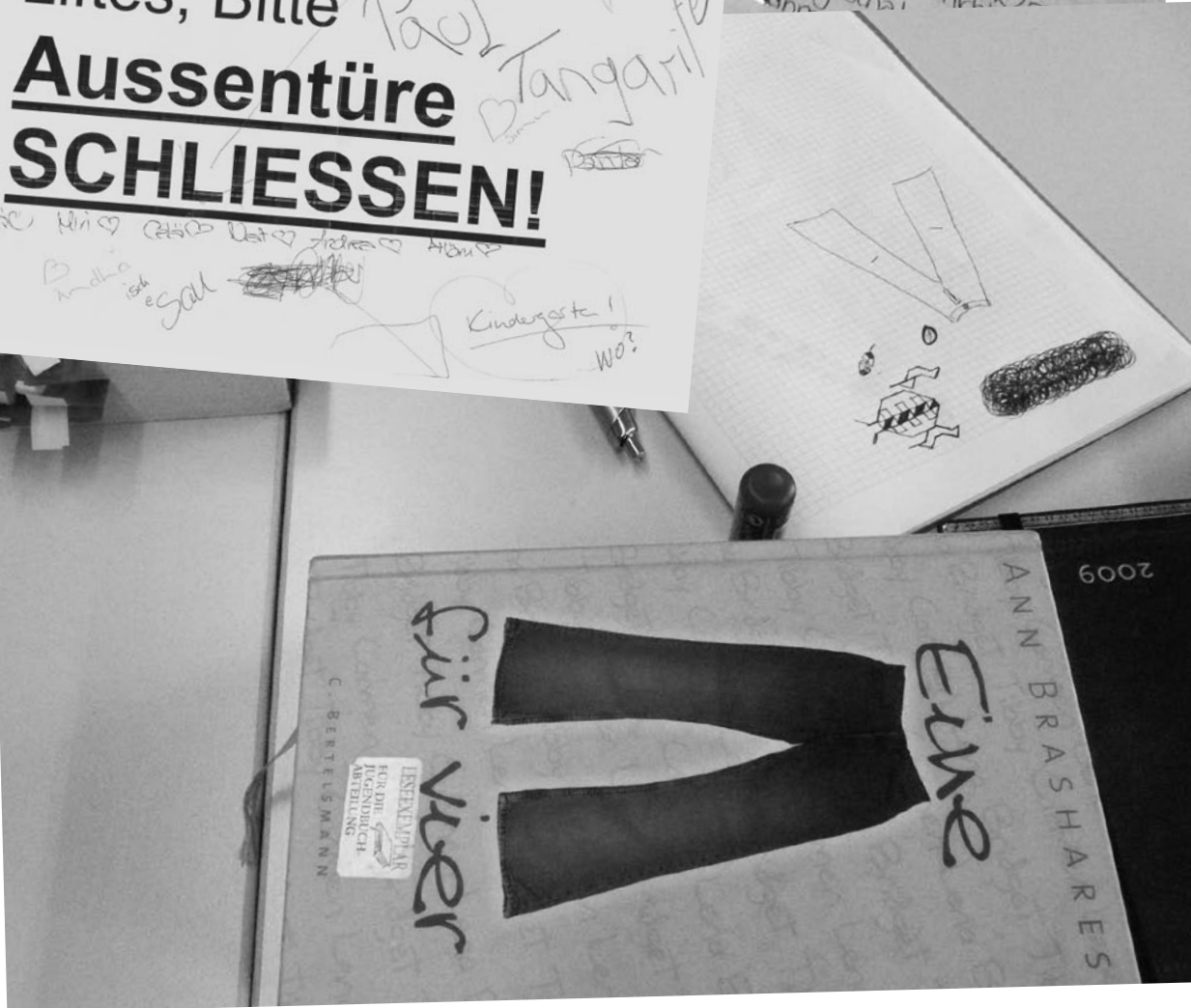
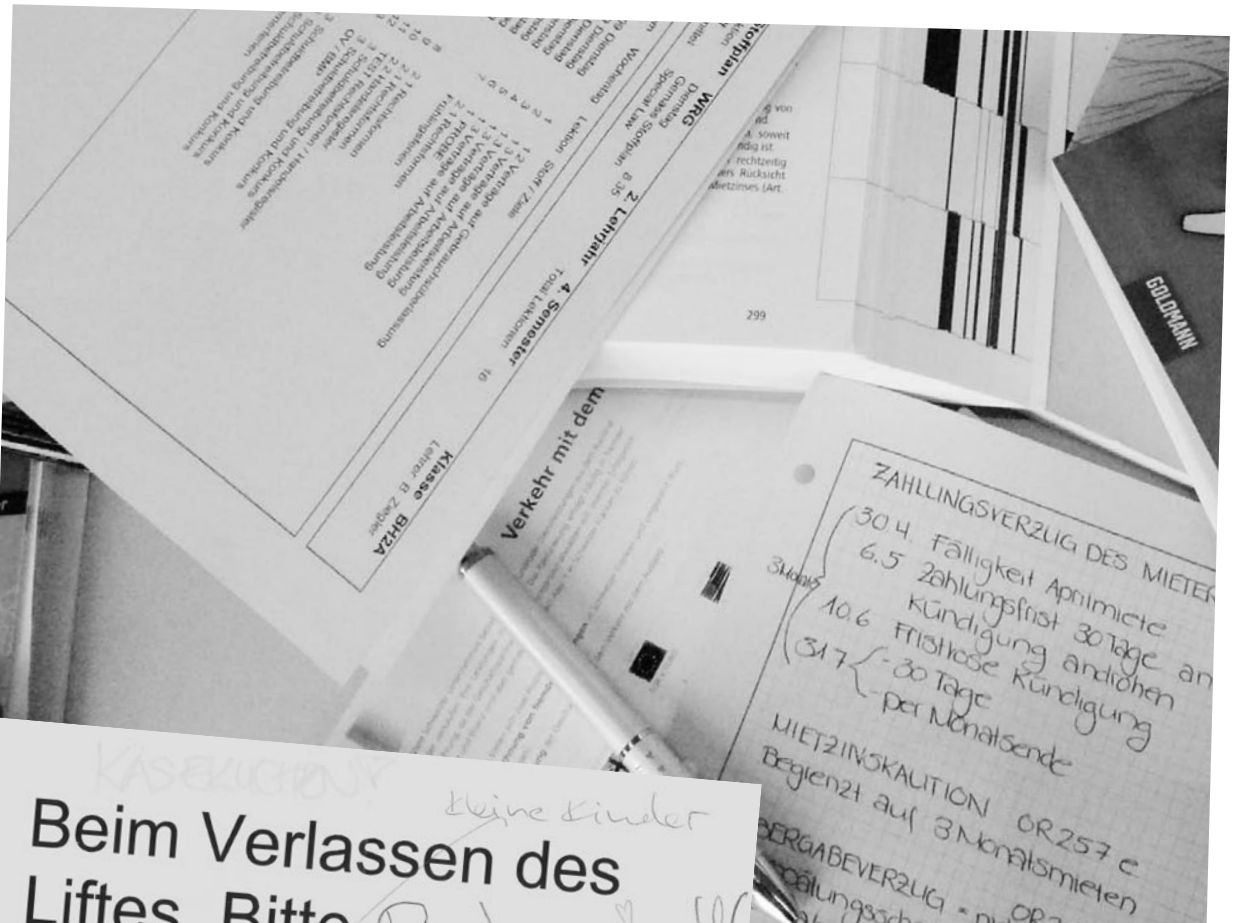
Lernumfeld

Lehrerinnen und Lehrer sprechen viel vom Umfeld der Lernenden und das zu Recht. Denn wie es im Klassenzimmer aussieht, prägt, wie es sich darin lernen und lehren lässt.

Lernende denken wohl weniger darüber nach. Sie kommen morgens, verschieben alles ein wenig, rücken etwas weg und etwas anderes nach, schreiben etwas an und etwas auf; sie richten sich ein. Ich, die ich das Schulhaus auch leer gut kenne, bin immer wieder fasziniert davon, wie geschwind die Lernenden es beleben.

ME





Ethik, Pathetik und Cary Grant. Und Lessing.

Kapitel 1:

Der Fall des verschwundenen Stehpults

Heute durfte ich wieder mal ganz Lehrer sein. Und das kam so: Wir haben ja in jedem Klassenzimmer diese tollen rollbaren Stehpulte.



Herr Rau* am Stehpult, Bllid: Sonja Westermann

Genauer: in fast jedem Klassenzimmer. Anscheinend fehlt meist mindestens ein solches Pult, wie lange und wodurch, das lässt sich schwer sagen. Jedenfalls war vor den Pfingstferien in einer meiner Klassen das Teil weg, das von mir und meinen Schülern rege genutzt wird.

Auf Wegen fand ich heraus, dass sich eine andere Klasse in einem parallelen Flügel des Gebäudes unser Pult geklaut hatte – eine Klasse, die ich gut kenne, in der ich selber gerade unterrichte und die ich auch mag. Also bin ich rüber in deren laufende Unterrichtsstunde, sagte ihnen das Klauen auf die geständigen Köpfe zu, und nahm das Stehpult wieder mit.

Kurz zuvor waren allerdings Aufkleber mit der Nummer des jeweiligen Klassenzimmers an allen Stehpulten befestigt worden. Deshalb brachte ich für mein Klassenzimmer, also das ursprüngliche, einen zusätzlichen Aufkleber an: «Leihgabe der Klasse X für Klasse Y im Schuljahr 2008/09, aus pädagogischen Gründen».

Verstanden habe ich das Klauen natürlich, und auch das billigende Inkaufnehmen beteiligter Lehrkräfte. Schließlich war auch das eigene, ebenso dringend benötigte und ursprünglich vorhandene Stehpult der Klasse verschwunden, also von einer unbekannten Klasse geklaut. Die Haltung ist menschlich und ich kenne sie selber aus der Bundeswehr oder aus dem Film »Unternehmen Pettycoat“ mit Cary Grant. (Das ist der Film mit dem rosa U-Boot, falls meine Leser eine ähnliche Kindheit verbracht haben wie ich.) Zweiter Weltkrieg: Ein marodes U-Boot will von der Mannschaft wieder flott gemacht werden, muss das auch für einen letzten Einsatz. Überall mangelt es natürlich an allem möglichen Material. Tony Curtis, frisch an Bord gekommener Lebemann, entpuppt sich als Meister des Organisierens: sie klauen wie die Raben. Wie durch Zauberhand gelangen Farbe (wenn auch nur rote und weiße) an Bord, ein lebendes Schwein, Kabeltrommeln, Navigationsgeräte, Blechplatten – was man halt so braucht. Der Vorgesetzte Cary Grant seufzt ein bisschen und will lieber nicht so genau wissen, wo der Segen eigentlich herkommt.

In der Schule gibt es mitunter einen ähnlichen Corpsgeist, oder von mir aus auch: einen gesunden Wettbewerb. Und es gilt ebenfalls, Mängel zu verwalten. Das geschieht ebenfalls für einen guten Zweck. Und das Äquivalent zu »großzügigen« Vorgesetzten gibt es natürlich auch, ich nehme mich dabei keinesfalls aus.

Kapitel 2:

Der Sohn des verschwundenen Stehpults

Nach den Pfingstferien unterrichtete ich im Leistungskurs. Das Stehpult fehlte. Schräg gegenüber war das Klassenzimmer X, in dem ich schon das letzte Mal fündig geworden war. Man verzeiht mir, dass ich gleich rübergeschaut habe? Darin fand ich dann auch ein Stehpult, allerdings mit einem Aufkleber, der es tatsächlich der Klasse X zuwies. Machte man den ab, weil man ein misstrauischer Mensch ist, fand man darunter den Aufkleber der Klasse Z. Das war dann so eine Art Ring-Klauerei: Klasse X klaut von Klasse Z, Klasse Z aus meinem Leistungskurs-Raum.

Als ich das nächste Mal in der Langfingerklasse unterrichtete, hielt ich einen kurzen Monolog. Ich bin auch wirklich nicht böse geworden, war tatsächlich auch gar nicht böse – denn schließlich ist diese Art des Klauens ziemlich harmlos; es ging mir nur darum, erst einmal ein gewisses Unrechtsbewusstsein zu schaffen. Ich glaube, das entwickelt sich erst mit der Zeit. Ich habe mir, als ich nur wenig älter war als diese Schüler, wesentlich Schlimmeres zu Schulden kommen lassen. Und andere Schüler, andere Klassen, stellen richtig schlimme Sachen an, über die ich hier nicht schreibe. Ich bin mir also bewusst, dass das wirklich Luxusprobleme sind. Aus

diesen meinen Schülern werden sicher keine Räuber, Mörder, Kindsverderber. Allenfalls, und genau darum geht es mir, ganz gewöhnliche Steuerhinterzieher und Spesenschummler.

Also hielt ich meinen Kurzvortrag über Ehrlichkeit. Und dass ich es für ein natürliches Verhalten halte, in so einem Fall erst mal das Gerät vom Nebenraum zu klauen. Weil: einem selbst wurde es ja auch geklaut. Und es gehört ja ohnehin der Schule, die Tat ist also quasi opferlos. Und wenn die anderen ihres vermissen, können die sich ja ein drittes klauen. Wie gesagt, ich halte das für natürlich. «Natürlich» im Sinne von: nicht-zivilisiert, Recht des Stärkeren, naives Gerechtigkeitsempfinden, auch: kindgemäß. Dass richtiges Verhalten anders aussieht, muss der Mensch erst lernen – so ist jedenfalls mein Menschenbild.

Einige Beispiele für dieses urtümliche Verhalten:

- Bei der Bundeswehr: Materialappell, wenn jeder seine Ausrüstung zeigen muss. Wenn was fehlt, klaut man es.
- Bei Siemens zu meinen Ferienjob-Zeiten: Jeder Arbeiter hat seinen eigenen Lötkolben und seinen eigenen Satz Schraubenschlüssel. Wenn man die verleiht, kriegt man sie nicht wieder. Wenn man sie herumliegen lässt ... gibt es Missverständnisse.
- Beim Ausleihen eines Sportgeräts in der bewegten Pause gegen Vorlage des Schülerausweises: Wenn man das Sportgerät verliert (und sei es, weil ein großer böser fremder Schüler es gestohlen hat), klaut man dann einfach das eines kleineren Schülers, um es am Ausleihkiosk anstatt des eigenen abzugeben?
- Beim kleinen Fach im Lehrerzimmer, von dem jeder Kollege eines hat: Wenn einem da das eine Zwischenbrett fehlt, das man uns gönnt, klaut man sich dann einfach eins aus einem anderen Fach? (Ich verrate jetzt mal nicht, welcher hochrangige Kollege mir das empfohlen hat.)

Es gibt da einen Witz von den zehn Leuten, die gemeinsam auf einer Skihütte Urlaub machten, und auf der dann zehn Paar Ski als gestohlen gemeldet werden. Tatsächlich war es dann nur eines – und dann hat jeweils der eine Gast die Ski des nächsten geklaut. Den Witz habe ich aber nicht erzählt, weil ich nur noch die Pointe kannte.

Hat die Klasse verstanden, was ich gemeint habe? Ich weiß es nicht. Kann ja schlecht eine Arbeit drüber schreiben lassen.

Kapitel 3:

Lessing

War's das? Ach nein, Lessing habe ich noch versprochen.

Es gibt da einen ganz wundervollen Text von ihm, Die Erziehung des Menschengeschlechts (1). Der hat

mich wohl auch geprägt. Die Grundmetapher: Lessing vergleicht darin die Menschheit mit einem Kind, das heranreift, und wie ein Kind auch Erziehung braucht. Die Erziehung geschieht unter anderem in Form von Schulbüchern und den Lehren darin. Für ein Kind muss das Schulbuch einfach sein, ein gewisses Maß an didaktischer Reduktion ist nötig, auch wenn man natürlich nicht den Fehler machen darf, einen Zusammenhang so sehr zu vereinfachen, dass diese Vereinfachung der späteren Verfeinerung im Wege steht. Für die Menschheit hierzulande ist dieses Elementarbuch, das Grundschulbuch also, das Alte Testament: Benimm dich anständig, sonst straft Gott dich und deine Nachkommen. (Mit dem Gedanken an die Nachkommen wird schon mal der Grundstein dafür gelegt, an die Zukunft zu denken und nicht nur an die eigene Lebenszeit.) Reifen das Kind beziehungsweise die Menschheit heran, ist es Zeit für die Sekundarstufe: das Neue Testament: Benimm dich anständig, sonst straft Gott deine ewige Seele.

Allerdings muss die Menschheit irgendwann auch mal die nächste Stufe erreichen, also auch dieses Lehrbuch als zwar wahr, aber nicht mehr entwicklungsgemäß beiseite legen. Dann wird es Zeit für ein neues Lehrbuch, eine neue Offenbarung, und dann wird man vielleicht nicht mehr mit Strafen oder Belohnungen in der Zukunft drohen müssen, um für gutes Verhalten zu werben:

§ 85

Nein; sie wird kommen, sie wird gewiss kommen, die Zeit der Vollendung, da der Mensch, je überzeugter sein Verstand einer immer bessern Zukunft sich fühlet, von dieser Zukunft gleichwohl Bewegungsgründe zu seinen Handlungen zu erborgen, nicht nötig haben wird; da er das Gute tun wird, weil es das Gute ist, nicht weil willkürliche Belohnungen darauf gesetzt sind, die seinen flatterhaften Blick ehemals bloß heften und stärken sollten, die innern bessern Belohnungen desselben zu erkennen. ⁽¹⁾

⁽¹⁾ Lessing, Die Erziehung des Menschengeschlechts. Erhältlich als dtv oder Reclam, sowie in der Ausgabe Werke- und Briefe des Deutschen Klassiker Verlages.

*Thomas Rau

... unterrichtet am Graf-Rasso-Gymnasium bei München Englisch, Deutsch und Informatik. Er hat seit 1998 eine Website und führt seit April 2004 ein eigenes Weblog namens «Lehrerzimmer»: www.herr-rau.de. Es gehört zu den meist gelesenen und verlinkten Lehrerblogs im deutschsprachigen Raum. Dieser Artikel erschien zuerst als Blogbeitrag vom 17. Juni 2009.

Wie Lehrer wirklich sind

Über das Wesen von Pädagogen gibt es seltsame Vorstellungen. Wissenschaftliche Studien entlarven die meisten als Vorurteile

Der Mythos: Lehrer wählen den Beruf, weil viel Freizeit und lange Ferien locken.

Die Wahrheit: Wer Lehrer wird, beschäftigt sich gern mit Kindern und Jugendlichen und möchte das Fach, das ihn am meisten interessiert, unterrichten. Auch das Bewusstsein, einen gesellschaftlichen Beitrag zu leisten, gehört zu den Hauptmotiven bei der Entscheidung für den Lehrerberuf. Dagegen fallen der Wunsch nach langen Schulferien, der Beamtenstatus, das Gehalt oder ein geringer Schwierigkeitsgrad des Lehramtsstudiums kaum ins Gewicht. Das haben verschiedene, auch internationale, Studien zur Motivation belegen können. Eine aktuelle Untersuchung der Uni Kiel zeigt zum Beispiel, dass die pädagogischen und fachlichen Interessen die größte Bedeutung bei der Wahl des Lehramtsstudiums haben, während Nützlichkeitsaspekte kaum eine Rolle spielen. Wissenschaftler des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung (MPIB) in Berlin haben außerdem herausgefunden, dass Lehramtsstudenten für Grund-, Haupt- und Realschule, verglichen mit künftigen Gymnasiallehrern, ein deutlich größeres soziales Interesse mit ihrem Beruf verbinden.

Der Mythos: Die mittelmäßigen Abiturienten werden Lehrer.

Die Wahrheit: Wer sich entscheidet, Gymnasiallehrer zu werden, ist am Ende seiner Schulzeit mindestens genauso schlau wie jene Mitschüler, die sich für andere Studienfächer entscheiden. Der Bildungsökonom Ludger Wößmann vom ifo Institut in München hat für diesen Befund die Abiturnoten angehender Gymnasiallehrer mit den Zeugnissen von Studenten anderer Fächer verglichen. Dabei stellte er jedoch auch fest, dass die Abiturnote angehender Grund-, Haupt- und Realschullehrer im Durchschnitt schlechter ist als die vergleichbarer Hochschulabsolventen. Diese Ergebnisse bestätigte auch eine Studie des MPIB. Die Wissenschaftler verglichen die Abi-Zeugnisse von 328 Lehramtsstudenten mit jenen von rund 1400 Studenten anderer Fächer in Baden-Württemberg. Auch hier zeigte sich: Wer nach der Schule ein Lehramtsstudium für Grund-, Haupt- und Realschule antrat, hatte schlechtere Abiturnoten als die anderen Studenten. Die angehenden Gymnasiallehrer dagegen zeigten auch bei den allgemeinen Intelligenztests sowie bei den Überprüfungen ihrer

Mathe- und Englischkenntnisse deutlich bessere Ergebnisse und schnitten teilweise sogar besser ab als andere Studierende.

Unter Wissenschaftlern ist allerdings umstritten, inwiefern die Abiturnote etwas über die Qualität der Arbeit der Lehrer aussagt.

Der Mythos: Viele Lehrer sind ungeeignet, nur die talentierten sollten in den Beruf kommen.

Die Wahrheit: Ein angeborenes Talent zum Lehrersein gibt es nicht. Vielmehr spricht alles dafür, dass man erlernen und üben kann, ein guter Lehrer zu sein. Schon in den siebziger Jahren hat man versucht, Lehrer auf Eigenschaften wie Offenheit, Gewissenhaftigkeit, Humor oder Extraversion hin zu untersuchen. Den Ergebnissen zufolge entwickelten sich die Schülerleistungen aber völlig unabhängig von den persönlichen Eigenschaften der Lehrer.

Trotzdem ist der Ruf nach Eignungstests für Lehrer an den Universitäten nicht spurlos vorübergegangen. Auch wenn die Mehrheit der Hochschulen ein Aussieben von Studienbewerbern ablehnt, gibt es inzwischen Versuche, mithilfe von Eignungsverfahren zumindest die Selbstreflexion der Studenten anzuregen und sie aufzufordern, ihre Begabung eigenverantwortlich zu überprüfen. Das Ergebnis der Tests bleibt in diesen Fällen ohne Konsequenz; der Student soll selbst entscheiden, ob er den eingeschlagenen Weg weiterverfolgt. Die Universität Passau dagegen möchte ihre angehenden Lehramtsstudenten in Zukunft in Sprach-, Team-, Organisations- und Moralkompetenz testen und die ungeeigneten vor Studienbeginn aussieben.

Testverfahren sind aber nicht nur deshalb umstritten, weil sie die Rolle der Ausbildung unterschätzen, sondern auch, weil zu wenig darüber bekannt ist, was überhaupt getestet werden sollte und welche Fähigkeiten für das Lehrersein und die Leistungen der Schüler wirklich relevant sind.

Der Mythos: Nach dem Studium erwartet junge Lehrer ein gewaltiger Praxischock.

Die Wahrheit: Durch das Referendariat fühlen sich die meisten Nachwuchslehrer gut auf die Arbeit im Klassenzimmer vorbereitet. Kaum ein anderer Beruf hat eine so lange praktische Einstiegsphase wie der Lehrerberuf. Das MPIB befragt derzeit mehr als 700 Referendare in vier Bundesländern, um zu erfahren, wie der Übergang von der Theorie in die Praxis noch besser gestaltet werden kann. Die ersten Auswertungen zeigen, dass die Referendare sehr zufrieden mit ihrer Ausbildungssituation sind.

Michaela Schulte von der Universität Siegen interviewte 43 Referendare zu Beginn, nach der Hälfte

und am Ende ihrer Ausbildung. Sie alle berichteten von starken Belastungen; als »Praxisschock« aber beschrieb das erste Unterrichten niemand von ihnen. Nur eine der 43 Befragten dachte darüber nach, das Referendariat abzubrechen.

Das Lehramtsstudium habe nur einen geringen Einfluss auf das spätere Lehrerhandeln, sagen die Erziehungswissenschaftler Kurt Czerwenka und Ewald Terhart. Lehrer handelten im Unterricht weitgehend auf der Grundlage eigener Erfahrungen. Für fast alle akademischen Berufe gelte, dass eine Kausalbeziehung zwischen Studien- und Berufserfolg so gut wie nicht hergestellt werden könne.

Der Mythos: Gymnasiallehrer beherrschen zwar ihr Fach, können es aber nicht vermitteln.

Die Wahrheit: Gymnasiallehrer verfügen nicht nur über ein deutlich höheres Fachwissen als die Lehrkräfte an anderen Schulformen, durch ihr größeres fachdidaktisches Wissen geben sie auch besonders guten Unterricht.

Wissenschaftler des MPIB haben das fachliche Können von Mathematiklehrern getestet und gleichzeitig ihren Unterricht und den Lernfortschritt ihrer Schüler analysiert. Die Ergebnisse zeigen, dass besonders gute Mathematiker nicht automatisch besseren Unterricht erteilen. Viel wichtiger war das umfangreiche Wissen darüber, wie man mathematische Inhalte erklärt und welche Aufgaben für welche Situationen am besten geeignet sind. Dabei spielt es keine Rolle, wie lange jemand schon Lehrer ist: Die Berufserfahrenen unterscheiden sich weder in ihrem Fachwissen noch in ihren fachdidaktischen Kenntnissen von ihren jüngeren Kollegen. Allerdings macht sich bemerkbar, für welche Schulform die Lehrer ausgebildet wurden. Denn obwohl die Fachdidaktik bei angehenden Lehrern für Grund-, Haupt- und Realschulen im Studium eine viel größere Rolle spielt als bei den Gymnasiallehrern, geben sie später den schlechteren Unterricht. Während Gymnasiallehrer im Studium von Fachexperten ausgebildet werden, übernehmen bei den Nichtgymnasiallehrern die Fachdidaktiker auch die fachliche Ausbildung. Bildungswissenschaftler gehen davon aus, dass das Fachwissen jedoch eine wesentliche Bedingung für eine gute Didaktik ist und somit indirekten Einfluss auf die Unterrichtsqualität hat.

Der Mythos: Lehrer jammern nur.

Die Wahrheit: Die meisten Lehrer gehen mit Enthusiasmus an die Arbeit. MPIB-Forscher fragten im Rahmen der Coactiv-Studie, wie glücklich Lehrer in ihrem Beruf sind. Zwei Drittel der Teilnehmer zeigten sich sehr zufrieden – und wollten weiterhin als Lehrer arbeiten.

In einer weiteren Untersuchung befragten die Wissenschaftler Berliner Lehrer, die mit dem Gedanken spielten, ihren Beruf aufzugeben. Die Gründe für ihre Entscheidung reichten vom zunehmenden Druck durch immer neue Reformen über die schlechte Ausstattung der Schulen und die fehlende berufliche Anerkennung bis hin zu ständigen Unterrichtsstörungen durch verhaltensauffällige Kinder oder die mangelnde Lernmotivation der Schüler. Allerdings hatten nur fünf Prozent dieser Lehrer den Beruf nach einem Jahr wirklich aufgegeben.

Der Mythos: Lehrer sind besonders faul.

Die Wahrheit: Dafür gibt es keine Belege, im Gegenteil: Studien weisen nach, dass Menschen in anderen Berufen wesentlich fauler sind. Der Potsdamer Psychologe Uwe Schaarschmidt konnte in seinen Untersuchungen zur Lehrergesundheit 23 Prozent der Lehrerschaft dem sogenannten Schontyp zuordnen. Nicht alle Schontypen seien allerdings Arbeitsverweigerer, sagt Uwe Schaarschmidt. Viele dieser Lehrer begäben sich in eine Art Schutzhaltung, um sich vor emotionaler Überforderung abzugrenzen und von bestimmten Anforderungen zu distanzieren. Dies käme dann einer Art innerer Kündigung gleich. Wesentlich häufiger als bei den Lehrern fand Schaarschmidt diese Schonhaltung bei Polizisten, Ärzten, Pflegekräften und Feuerwehrleuten.

Der Mythos: Lehrer sind vom Burn-out besonders bedroht. Schon zu Beginn ihrer Laufbahn sind sie sensibel, ängstlich, nervös und labil.

Die Wahrheit: Angehende Lehrer sind psychisch ebenso stabil und robust wie andere Berufsanfänger. Keine wissenschaftliche Studie konnte bisher zeigen, dass Lehrer gesundheitlich schwächer sind als andere Berufsgruppen.

Allerdings existieren mehrere, sich teilweise widersprechende Befunde zu den Anlagen des Burn-outs. So haben der Psychologe Uwe Schaarschmidt und der Erziehungswissenschaftler Udo Rauin in voneinander unabhängigen Studien festgestellt, dass bereits Lehramtsstudenten die Basisvoraussetzungen für ihren Beruf fehlten, dass sie zu wenig motiviert und überfordert seien. Jene Lehrer, die später an Burn-out-Symptomen litten, hätten schon während des Studiums zu wenig Begeisterung für ihren zukünftigen Beruf entwickelt.

Eine Studie des MPIB hingegen hat gezeigt, dass sich die mentalen Voraussetzungen von Lehramtsstudenten überhaupt nicht von denen anderer Studenten unterscheiden. Die Wissenschaftler haben mehr als 1700 Schülerinnen und Schüler kurz vor dem Abitur befragt und im Verlauf ihres Studiums

weiter begleitet. Die psychische Stabilität war bei allen Schülern gleich und ließ keine Rückschlüsse auf die Fächerwahl zu.

Das MPIB hat zusätzlich rund 2000 Lehrer zum Stand ihrer emotionalen Erschöpfung befragt. Dabei stellte sich heraus, dass der gesundheitliche Zustand eines Lehrers nicht von der Schulform abhängt. Es spielt keine Rolle, ob Lehrer an einem Gymnasium im Wohlstandsviertel oder einer Hauptschule im sozialen Brennpunkt unterrichten.

Der Mythos: Lehrer arbeiten weniger als andere, haben dafür aber mehr Urlaub.

Die Wahrheit: Die Zeit des reinen Unterrichts macht nur rund die Hälfte der Lehrerarbeitszeit aus. Lehrer verrichten aber keinen Halbtagsjob. Die andere Hälfte ihres Arbeitstages besteht aus Unterrichtsvorbereitung, Korrekturen, Besprechungen mit Kollegen, Eltern oder Schülern, Konferenzen und Schülerexkursionen. Die Arbeitszeit ist genau festgelegt und beträgt je nach Bundesland zwischen 38,5 und 42 Stunden in der Woche. Auf Urlaub haben sie ebenso viel Anspruch wie vergleichbare Berufe, circa 30 Tage. Im Auftrag der nordrhein-westfälischen Landesregierung untersuchte die Unternehmensberatung Mummert und Partner 1999 die Jahresarbeitszeit der Lehrer. Das Ergebnis: Je nach Schulform arbeiteten die 6500 untersuchten Lehrer durchschnittlich zwischen 1750 und 1980 Stunden pro Jahr. Auffällig war die große Streuung der Werte: Einige Gymnasiallehrer kamen auf 3500, andere schafften es, mit 930 Stunden auszukommen. In der Grundschule schwankte die Jahresarbeitszeit zwischen 1289 und 2478 Stunden. Es gibt sie also, die arbeitsscheuen Pädagogen, aber sie entspannen sich zulasten ihrer fleißigen Kollegen. Eine Auswertung des Statistischen Bundesamtes aus dem Jahr 2006 ermittelte für Gymnasiallehrer eine durchschnittliche Jahresarbeitszeit von 2092 Stunden. Auch Lehrer anderer Schulformen erreichten ungefähr diesen Wert. Der Vergleich mit anderen Berufsgruppen zeigt, dass zum Beispiel Ärzte mit 2102 Arbeitsstunden pro Jahr unwesentlich mehr arbeiten als Lehrer. Architekten und Ingenieure liegen bei 2081 beziehungsweise 2037 Stunden – Journalisten und Publizisten bei 1987 Stunden.

Und zum Schluss: Ein Mythos, den Lehrer gern über sich selbst verbreiten: «Unsere Arbeit wird von der Gesellschaft kaum geachtet und anerkannt.»

Die Wahrheit: In der Allensbacher Berufsprestigeskala lagen die Grundschullehrer 2008 auf Platz vier. 33 Prozent der Deutschen haben vor Grundschullehrern besonders viel Achtung und schätzen diesen Beruf. Vor den Grundschullehrern konnten sich nur

die Ärzte (78 Prozent), Pfarrer (39 Prozent) und Hochschullehrer (34 Prozent) platzieren. Das Institut für Demoskopie befragt die Bevölkerung im Abstand mehrerer Jahre nach ihrer Haltung zu bestimmten Berufsgruppen. Im Vergleich zu 2003 hat sich das Prestige der Grundschullehrer um sechs Prozentpunkte verbessern können. Geringer angesehen ist der Studienrat, der Gymnasiallehrer – auf der Beliebtheitskala erreicht er mit 14 Prozent nur Platz zwölf. Zum Trost: Journalisten, Offiziere, Gewerkschaftsführer, Politiker und Buchhändler haben ein noch schlechteres Image.

Dass der Ruf der Lehrer besser ist, als viele vermuten, bewies auch eine repräsentative Umfrage im Auftrag der ZEIT (siehe Die Angst der Lehrer). 64 Prozent der Deutschen bescheinigten den Lehrern darin eine gute bis sehr gute Arbeit.

Jeannette Otto*

Dieser Artikel erschien erstmals in DIE ZEIT 24/2009 am 4. Juni 2009. Wir danken der ZEIT herzlich für die Textrechte für diese Veröffentlichung im Pegasus Nr 96.

* Jeannette Otto

... ist in Thüringen aufgewachsen und erlebte im Wendejahr 1989 ein aufregendes Volontariat bei einer SED-Bezirkszeitung. In Leipzig, Bamberg und Edinburgh studierte sie Germanistik, Journalistik und Psychologie. Es folgten zwei Jahre bei den «Tagesthemen» und freie Mitarbeit bei der ZEIT. Seit Januar 2007 ist sie Redakteurin im Ressort Chancen, ihre Themen sind: Schule, Bildungsgerechtigkeit und frühkindliche Bildung.

Buchbesprechungen

Beteiligung an etwas Gutem wie Sport, Unterricht oder Demokratie, ist gut. Beteiligung an etwas Schlechtem wie Drogenkonsum, Mobbing oder Extremismus, ist schlecht.

Es ist aber eine der Errungenschaften der Demokratie, einzugestehen, dass es nicht so einfach ist. Resultate kommen nicht immer gleich zustande, Interessen und Moral ändern sich, einst getrennte Lebensbereiche gehen mit der Zeit ineinander über. Es gibt Drogenkonsum im Sport und Mobbing im Unterricht und Extremismus in der Politik und deswegen ist Beteiligung weder immer nur richtig noch immer nur falsch.

Ob wir uns am Guten beteiligen, können wir nur erfahren, indem wir denken und reflektieren. Dazu brauchen wir Bücher. Nachfolgend empfehle ich zwei, die mir am Herzen liegen. Dies möglichst so, dass Buchhändlerinnen und Buchhändler sie verkaufen können.

ME



Andres Veiel

Der Kick

Ein Lehrstück über Gewalt
2009 cbt

ISBN 978-3-570-30624-6

Zugegeben, das ist ein «Problembuch». So nennen wir im Buchhandel die Titel, die sich mit Problemen von Jugendlichen befassen und sich für den Deutsch- und Kompetenzunterricht eignen. Ich weiss aus buchhändlerischer Erfahrung, dass derlei Bücher entweder Fans oder Feinde haben. Ich selber schätze solche Titel, solange sie aktuell sind, älter als zehn Jahre dürfen sie auf keinen Fall sein.

«Der Kick» ist leicht verständliche Lektüre. Trotzdem wird hier nicht versucht, einen komplexen Sachverhalt vereinfacht darzustellen, was bei «Problembüchern» eine Gefahr ist. Man merkt, dass der Autor Regisseur und Dramaturg ist, der aus dem Stoff auch ein Theaterstück und einen Film gemacht hat und es gewohnt ist, Zugang zu einem schwierigen Thema zu verschaffen.

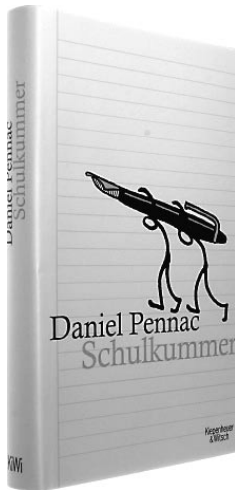
In diesem «Lehrstück über Gewalt» wird einer wahren Begebenheit aus dem Jahre 2002 nachgespürt: Damals misshandelten das Brüderpaar Marco und Marcel und deren Kumpel Sebastian den sechzehnjährigen Marinus grausam und ermordeten ihn schliesslich mit einem «Bordsteinkick» (Genickbruch durch einen Tritt), den sie dem Film «American History X» nachahmten. Obwohl es Zeugen und Mitwisser gab, blieb die Tat monatelang unentdeckt. Dies war der Aufhänger der nachfolgenden Medienberichterstattung, die nichts als den Empörungskult bediente. Vor sieben Jahren war das noch weniger üblich als heute, wo sich die Berichterstattung über die Jugend im Normalfall auf deren delinquente Anlagen beschränkt. Obwohl es enorm viel Zeit in Anspruch nahm, fand Veiel damals die finanzielle und ideelle Unterstützung für sein Projekt. Ich bezweifle, dass es heute noch so wäre.

Veiel hat sein Buch wie ein Drama aufgebaut. Man lernt die Leute dieses Trauerspiels durch ihre Erzählungen kennen, sie sprechen über ihre Herkunft, ihre Erwartungen und Wünsche als Kinder und an ihre Kinder, die sich ganz anders entwickeln. Das Drama spielt sich in der Uckermark, einem neuen Bundesland, ab. Deswegen widmet Veiel einen Teil seiner Recherchen auch der DDR. Er erforscht, wie Beteiligung sich verändert, wenn sie nach jahrzehntelangem Zwang plötzlich freiwillig wird. Das sind aber Teile des Buches, die in einer Klassenlektüre auch ausgelassen werden könnten. Im Abspann beschreibt Veiel seine Rechercharbeit und weshalb er so lange dafür gebraucht hat. Die Leute, die Veiel befragte, waren von der Tat und der Medien-Invasion traumatisiert und es brauchte zahlreiche Gespräche ohne Notizen und Aufnahmen, bevor genug Vertrauen da war und etwas dokumentiert werden durfte.

Es ist die Sorgfalt der Recherche über eine Tat, ihre Vorgeschichte und Folgen, die dieses differenzierte Buch einmalig macht. Veiel schafft, was in vergleichbaren Büchern (z.B. dem Bestseller «19 Minuten») nicht ganz gelingt: Die Täter bekommen eine Biografie jenseits der Tat. Als Leser erfährt man mehr als aus den Medien und vor allem versteht man mehr. Aber es ist in diesem Buch in jedem Moment klar, wer das Opfer ist: Der, auf den keine Haftentlassung, kein Regisseur, kein Integrationsprogramm, keine einzige Chance mehr wartet, weil er ermordet wurde.

Ich empfehle dieses Buch als Klassenlektüre für die Sekundarstufe II, Lehrpersonen im Allgemeinen, Leuten, die Literatur über Rechtsextremismus suchen, aufgeklärten Leserinnen und Lesern, die einmal etwas anderes wollen als Kurzberichterstattungen,

Leuten, die sich für die Folgen des Mauerfalls interessieren, allen, die mit Jugendlichen Theaterarbeit machen und allen, die diese besondere Form der Recherche als Drama kennen lernen wollen.



Daniel Pennac

Schulkummer

Kiepenheuer & Witsch 2009

2009 Kiepenheuer & Witsch

ISBN 3-462-04072-3

ISBN 978-3-462-04072-2

Originaltitel: Chagrin d'école
Gallimard

Zuerst muss man den «Cancre» kennen lernen. Pennacs Übersetzerin Eveline Passet hat ihn völlig zu Recht beibehalten, denn der Begriff «Cancre» ist nicht ins Deutsche übertragbar. Im Wörterbuch steht zwar «Krebs, Krabbe, bösartige Geschwulst, schlechter Schüler.» Das französische Wort bezeichnet alles zusammen und vor allem nicht nur den «schlechten Schüler», sondern den Schmerz, den schlechte Schüler erleben. Und genau darum geht es Pennac, dem Schulversager.

Eine leicht verkäufliche Lektüre, die viele Leser mögen: ideenreich, einfühlsam und mit einem Appell versehen. Letzteres aber nur nebenbei, wer nicht will, kann den bildungspolitischen Aspekt auch überlesen und sich hier ganz und gar der eigenen oder Pennacs Schulbiografie widmen. Der Autor blickt nämlich auf eine besonders lange Schulzeit zurück, denn er musste manche Klasse wiederholen und ist erst nach vielen gescheiterten Versuchen, Abitur und Studium zu überstehen, Lehrer geworden.

Die Wechselwirkung der Schüler- und Lehrerperspektive macht dieses Buch besonders. Bei Pennacs Biografie sind beide Sichtweisen zwingend gegeben und das ist sein Vorteil. (Auch Guggenbühl, Largo oder Jegge sind in Sachen «Schulkummer» stark, aber sie scheinen selber sehr effizient und kennen den Schulversager meines Wissens nur als Klienten.)

Nun ist die Fähigkeit, sich ineinander hineinzusetzen für Lernende und Lehrende sehr praktisch, beide Parteien können bei Pennac viel abgucken.

Seine Strategie als Schulversager waren Ausflüchte und Auswendiglernen, sein Gefühl war, eine Null zu sein. Er war stets überzeugt, «es» sowieso nicht zu begreifen. Als Lehrer schaute er «es» mit seinen Schülern an. Was verbirgt sich dahinter? Pennac analysierte die Ausreden grammatikalisch und liess seine Cancre den Satzbau ihrer Antworten sezieren. Natürlich gab es in Pennacs Klassen auch «Leckerbissen», wie er seine guten Schüler insgeheim nennt. Pennac unterrichtete Muttersprache und musste seine Aufgabenstellung im Einwanderungsland Frankreich auf unterschiedliche Niveaus ausrichten. Er machte deswegen gerne Experimente. Einmal wollte er von seinen Gymnasiasten wissen, wie sie sich die Instanz vorstellten, die die Abituraufgaben produziert. Im entsprechenden Aufsatz beschrieben alle eine einzelne allwissende, ziemlich gottähnliche Figur. Also nahm Pennac mit der Klasse alte Abituraufgaben auseinander und erteilte danach den (benoteten) Auftrag, eigene Aufgaben zu erstellen. Sofort bildeten sich Arbeitsgruppen und es wurde allen schnell bewusst, dass niemand allein sämtliche Aufgaben verfassen und über ganz Frankreich streuen kann. Im nächsten Test stellte Pennac die von den Gymnasiasten selber gemachten Aufgaben und erhielt – wen wundert's – fulminante Resultate.

Hier, etwas über der Mitte des Buches, beginnt der Autor erneut ein Gespräch mit seinem inneren Cancre, der ihn dazu provoziert, auch über Misserfolge als Lehrer zu sprechen. So erzählt er von den Cancre in seinem Unterricht, die trotz aller Bemühungen durch die Netzte gefallen sind, die, die sich seiner Originalität oder seinem Anspruch an Höflichkeit verweigert haben und die, die er völlig aus den Augen verloren hatte. Da zeigt sich der versierte Autor: Denn ohne diese Wende hätte man die Biografie vom schlechten Schüler, der zum perfekten Lehrer wurde, an dieser Stelle mit einem leisen Seufzer zur Seite gelegt, um sich Glaubwürdigerem zuzuwenden.

Die Retter seiner Schulzeit seien die Lehrer gewesen, die rein auswendig gelernte und absurde Antworten nicht tolerierten. Die, die zurück gefragt und die Methode geändert hätten, die, die flexibel genug gewesen wären, anstatt eines Aufsatzes als Wochenarbeit, dem Legastheniker Pennac einen täglichen Fortsetzungsroman in Auftrag zu geben. Und natürlich die, die sich für seine Lektüre interessiert hätten. Denn in Pennacs Jugend war Lesen nicht «die absurde Meisterleistung, die es heute ist. Es galt als Zeitverschwendung, die vom Lernen abhält und so war uns während des Silentiums das Lesen von Romanen verboten.» Sich nach der Lektüre eines Lernenden zu erkundigen, brauchte

damals vielleicht ähnlich viel, wie sich für die Musik heutiger Lernender zu interessieren. Musikhören ist nach Ansicht vieler Lehrpersonen eher mühsame Ablenkung denn kulturelle Leistung.

Es ist schön zu lesen, wie ein Cancre den Weg schwimmend, krabbelnd, grabend findet und wie er immer wieder Begegnungen hat, die seinen alten Kummer in ein neues Interesse verwandeln, das er als Lehrer seinen Cancres und Leckerbissen weiter gibt. Dieses Buch sei allen empfohlen, die etwas mit Schule zu tun haben, besonders denen, die Schule nicht zu mögen glauben.

Poetry Slam

Im Sommersemester 2009 hat die jetzige Klasse BH2A im Fach Kluturkunde einen mehrwöchigen Block zum Thema Lyrik absolviert. Neben der Tradition der Lyrik und einer Einführung in formale Aspekte wie Versfüsse, Metren und Reimschemata kam dabei auch die eigene Produktion von lyrischen Texten zum Zug. Zum Schluss gabs Poetry Slam, einen Gedicht-Wettkampf, in dem die Lernenden ihre selbst verfassten Gedichte vortrugen und von der Klasse bewertet wurden.

Hans Schill,
Lehrer für Deutsch und Kulturkunde

Fabian Hermann:

Hoffnung

Es meinen ja so viele Leute,
Die Hoffnung sei sehr wichtig heute.
Man müsse auf sie bauen
und so für sein Leben schauen.

Die Hoffnung stirbt zuletzt.
Ein Gedanke schön und gut.
Doch sind die Leute oft entsetzt,
wenn sie verlieren ihren Mut.

Wenn sie der Mut dann hat verlassen,
Wird auch die Hoffnung sogleich verblassen.
Wer auf die Hoffnung sich konzentriert,
Am Ende nur Luftschlösser konstruiert.

Nun geht auch noch die Hoffnung unter,
Dieses Gedicht ende munter
Mit einem Reim.
Gemein?
Ansichtssache!

Sandra Egger:

Ein freier Tag

Langwährend
Tiefe Dunkelheit und Stille
Gestört von einem Lichtstrahl
In den Tiefen des Bettes versunken
Taucht das Bewusstsein langsam auf

Streckt sich
Bevor es anfängt
Wieder wahrzunehmen

Durst
Macht sich bemerkbar
Es ist schon Mittag
Der halbe Tag vorbei

Die Strahlen leuchtend
Die Rollos noch unten
Drehe sie langsam hoch
Und das Licht schreit mich an.

Antje Rickli:

Was ist ein Gedicht?

Was ist ein Gedicht?
Das weisst du nicht?
Hat es Strophen, hat es Zeilen?
Das interessiert doch heute keinen.

Schreibt man gross oder klein?
Zusammen oder allein?
Ist es lang, ist es kurz?
Das ist doch jedem schnurz.

Also lass es lieber bleiben
Oder warte eine Weile
Bis du vollumfänglich weisst,
Was Gedichte schreiben heisst.

Sibylle Balz:

Das verpatzte Date

Ach, ich freu' mich
 Freu mich auf dich
 Heute Abend so es scheint
 Wirst du wieder bei mir sein

Gestern hast du angerufen
 Nach langen drei Tagen
 Und ich fiel fast von den Stufen
 Da mich schon Zweifel plagten

Und du hast gesagt es freut dich
 Ach mein Herz klopft bis zum Hals
 Also macht ich heute schön mich
 Stand schon fast am Tiefpunkt, als

Dann vibriert mein Telefon
 Auch noch mit deinem Klingelton
 Bis zum Date noch 2 Minuten
 Lieber du solltest dich mal sputen

Doch ich las dein SMS
 Was bist du für ein Feigling Jes-
 Ses Gott das kann nicht sein
 Schreibst, du bliebest heut daheim
 Denn dein Nachbar käme eben
 Für den Fussballmatch vorbei
 Und ich soll nicht böse sein.

Böse ist das falsche Wort
 Du brichst mein Herz doch im Akkord
 Schon seit Wochen geht das so
 Doch damit ist's jetzt vorbei
 Im Nu ist deine Nummer fort
 Und ich ab sofort sorgenfrei.

Janka Jakob / Renana Michel:

Schultag

Ich will in die Pause
 Oder noch besser nach Hause.
 Ich versteh das alles nicht,
 Zu schlafen ist meine Pflicht.

Geht es nur mir so?

Nein, nein, ich will auch,
 Das ist das, was ich jetzt brauch.
 Schlafen, Film schauen, im Bett liegen.
 Das wärs! Komm rasch, nach Hause fliegen.

I believe I can fly.
 Schwierig ohne Flugzeug, eieiei.
 Doch davon zu träumen
 Das lässt sich in diesen Räumen.

So iz chöme mer widr zrug uf e Bode,
 Mir müesse hie so tolls WR lose.
 Das isch abr richtig längwilig
 U de ersch no vei e chli schwirig.

Tröime isch drum no gäbig,
 Das macht mi ömu chli läbig.
 Wöu, schlofe das wetti iz,
 U hey, da isch de gar kei Witz.

Jojo, hesch leider Rächt.
 Nohhär no Änglisch und BVK, obächt!
 Nume wach bliibe,
 Zum Mitschriibe.

Am Schluss no Sport,
 Seckle bis zum Mord.
 Nänei, so schlimm wirds nit cho,
 Aber Mitleid werde mir nit becho ...

Ronja Schlotterbeck:

Liebe Kunden

Liebe Kunden
 Wisst ihr wie viele Stunden
 Wir lesen in unserer Freizeit
 Ausserhalb der Arbeitszeit?

Natürlich, wir lesen gerne,
 Erkundigen uns übers Geschehen in der Ferne
 Versuchens immer,
 Doch alles wissen können wir nimmer.

Die Funktion einer Chemietoilette
 Und Entstehung einer Filmkassette
 Ist uns leider nicht bekannt.
 Auf Erklärung darüber sind wir aber immer
 gespannt.

LiebendgerneundmitFreude
 beraten wir euch, ob von der Baustelle oder vom
 Amtsgebäude
 Empfehlen das perfekte Buch
 Für des Onkels Besuch

Oh, nein, wir sind keine verstaubten Bücherwür-
 mer
 Wissen Bescheid über Obama
 Und Paris Hiltons Oma.

Nina Lorenz:

Zeit

Zeit verrinnt
 Ungleichmässig
 Einmal rennt sie
 Einmal steht sie
 Zieht sich ewig hin

Sie wartet nicht auf dich
 Folgt dem Gesetz nicht
 Nur sich selbst

Vergangenheit und Zukunft
 Sind nur Worte
 Jeder Augenblick
 Ist jetzt.

Die Menschen warten
 Sie wissen nicht worauf
 Später mache ich das
 Früher war alles besser
 Diese Gedanken sind
 Nichts weiter als
 Verschwendete Zeit.

Louana Haller:

Gedichte im 21. Jahrhundert

Gedichte schreibt man nicht für andre,
 Man schreibt sie für sich selbst.
 Sie sagen was man fühlt und denkt,
 Beschreiben was einen in Atem hält.

Sie beschreiben was du hörst und siehst,
 Wie du durch das Leben ziehst.
 Sie erklären was die Zeit bewegt,
 Und was dir heute das Geh'n erschwert.

Sie berichten von grossen und von kleinen
 Dingen die dich bannen,
 Vom Lachen und vom Weinen.

Doch wen kümmerts? Sag wen stört's?
 Niemanden, es ist nicht von Belangen.
 Du schreibst für dich und nicht für andre.

Ramona Langenegger:

Hässlich/Schön

Etwas Hässliches beginnt schon mal
 Mit der Darstellung. Man schaut, oberflächlich,

Nicht tiefgründig. Es fängt beim Aussehen an,
 Geht über zur Haltung, dann zu den
 Vorurteilen. Immer so weiter, bis
 Man es total abscheulich findet.
 Doch die, die sehen
 Eine neutrale Haltung und keine
 Vorurteile haben, die sehen
 Das Innere, den Kern. Es ist
 Zwar schwer zu erkennen, doch
 Es ist meist schöner als
 das Äussere. Es ist schön
 Und hässlich zugleich. Es ist wie es ist.

Janine Hulliger:

Weisch nüm

Weisch nüm wis isch xi zämä s' Läbä uszmala i
 Zahlä, i ounä Farbä & Formä vouer Glitzer &
 Normä.
 Du aus blondä Ängu, bildhübsch, ghörä dis Lachä
 no
 I dä Ohrä aus hätsch ni verlorä. Fröhläch, nöu
 & unändlech ändlech...

Weisch nüm wis isch xi s' Glich z' danke, d'
 Wäut
 Z' verbiegä & zämä jedi Träne z' besiegä. Die
 Momänte wo Ching zu Ching machä, sä lö la
 Vergässä was di Grossä mitnä machä.

I weiss hesch früe müesse lehre z' verlehre
 Z' vertrouä, z' gloubä & uf Ussage z' bouä.
 Wi viu bisch allei gsi. Allei gla i däm un-
 Gloubleche Dürenang ohni rettendi Hang
 & das jahrelang. Langsam isch er
 gwiche der Glanz i dinä Ougä, dini Tröim
 Si verblichä genau wi der Gloubä...
 A di säuber...

U ändlech ischer da xi, dä Momänt. Ändlech ä
 Wäut ohni Problem, ohni Sorgä. Ganz eifach es
 Läbä vo genau hüt bis morn am Morgä.

U wider steisch da, luegsch mi a mit
 Läärem Blick und erlicksch ersch rächt
 Nid, dass mi kennsch u wie geng
 Pennsch dis Läbä vor di häre. U wider
 Housch der de Kick für ei Augeblick &
 Es isch z' spät für die z' schüttle & dir
 z' säge: «Hey, Meitschi, wach uf, es isch Zyt.»

Aber dis Ziel chunnt immer necher. Glänzig,
 goudig,
 wunderschön & unändlech ändlech.

Handelsobjekte

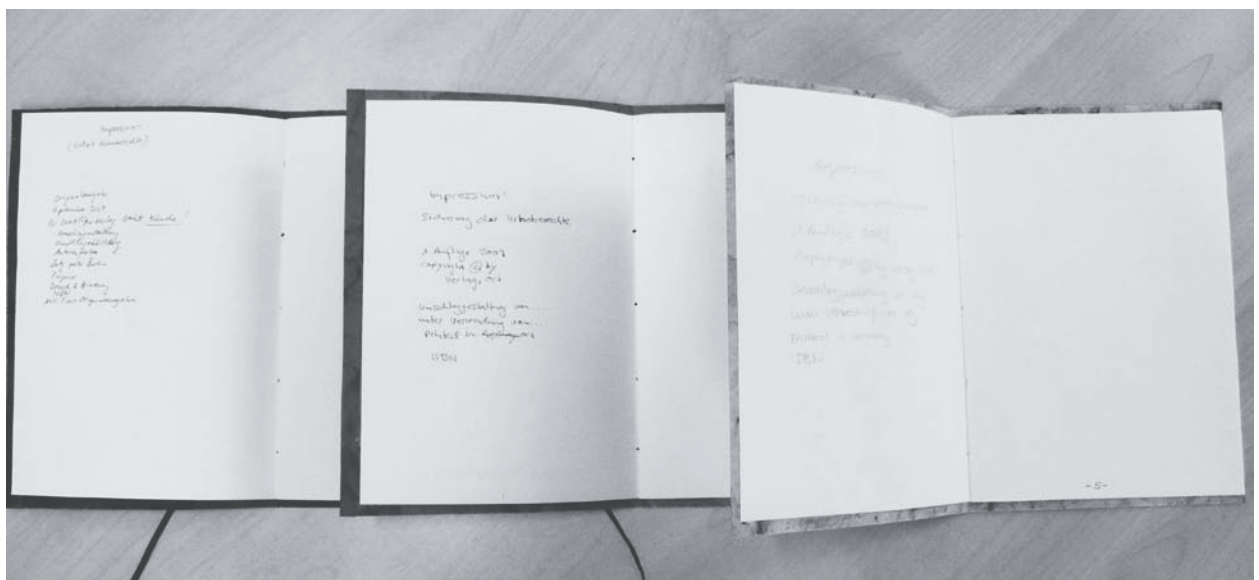
Ein praktischer Start

Das ehemalige Fach «Warenkunde» heisst nach der neuen Bildungsverordnung «Handelsobjekte». Es beinhaltet auch Unterrichtsthemen wie Handelskette und Sortimentsgestaltung, aber nach wie vor steht das Objekt, das wir verkaufen, im Zentrum. Um eine Vorstellung davon zu bekommen, um was es in diesem Fach genau geht, haben die Lernenden die Waren aus ihren Buchhandlungen (z.B. gebundene Bücher, Taschenbücher, Bildbände Hörbücher, DVDs, Geschenkkarten und Kugelschreiber) einander in Kurzreferaten vorgestellt. Parallel dazu wollte ich eine Einführung in die technische Herstellung

geben. Weil einem aber Praktisches besser bleibt als reine Theorie, haben wir in der allerersten Stunde ein Notizheft mit Fadenheftung geheftet.

Jede/r Lernende hat nun ein eigenes Heft, an dem sie/er jede Stunde wieder etwas Neues ergänzen: Es wurden die Seiten nummeriert, das Impressum, der Titel, die Umschlagseiten definiert. Alles wird korrekt benannt und am richtigen Ort ins Heft hineingeschrieben. Wir fahren damit fort, bis das Heft gefüllt ist mit Fachbegriffen und Allgemeinwissen aus dem Bereich der Herstellung. So machen sich alle neuen Lernenden ihr persönliches, kleines «Buch der Bücher» und ein erstes Bild vom Fach «Handelsobjekte».

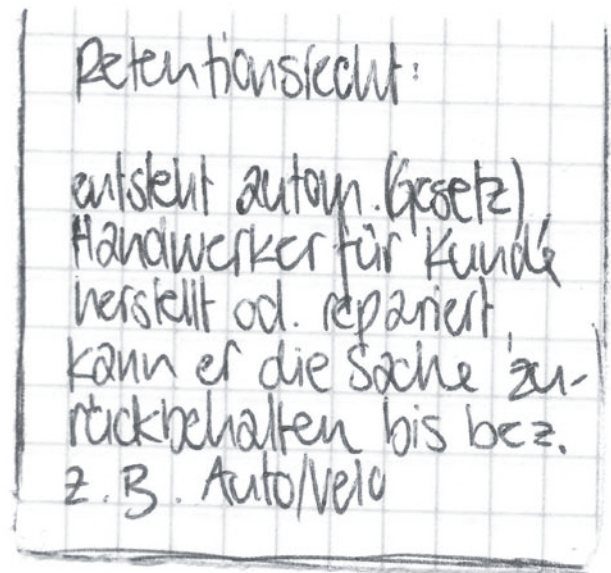
Silvia Mauerhofer,
Fachlehrerin

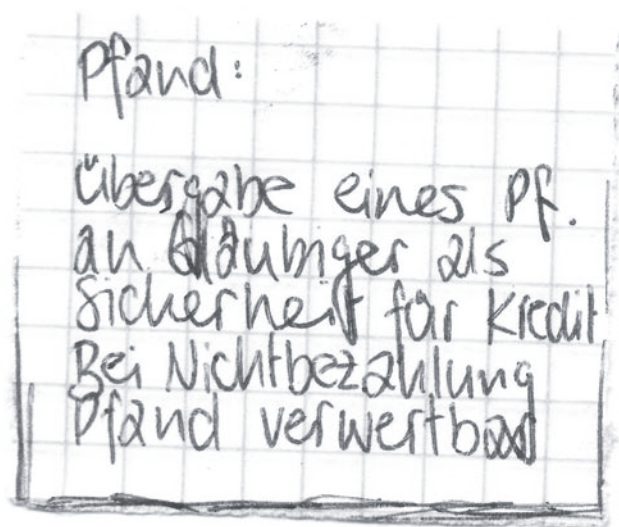
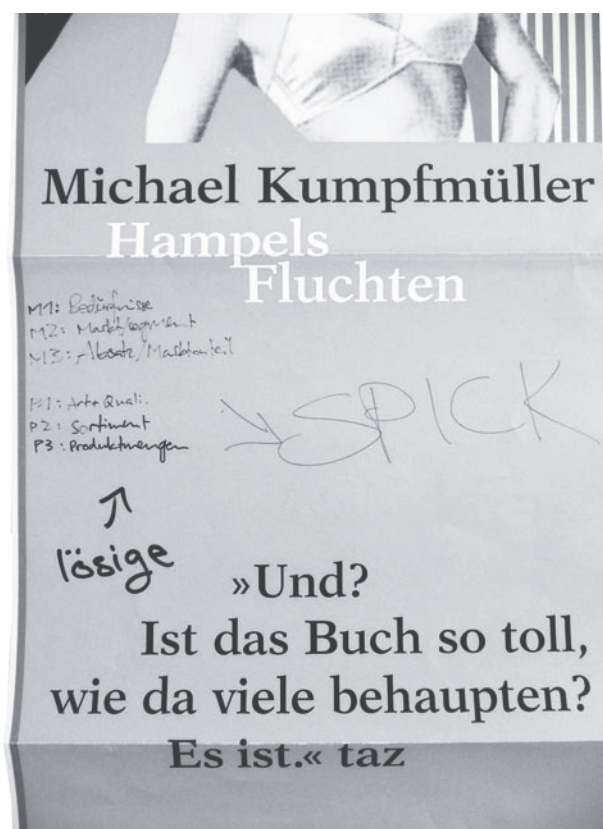


Spickzettel

Die verborgene Seite

Spickzettel sind eine ganz besondere Form von Beteiligung am Unterricht. Heute machen die Tests, bei denen man Unterlagen brauchen kann, einen immer grösseren Anteil aus, Formeln werden kaum mehr auswendig gelernt. Trotzdem ist Spicken etwas, was die Schulzeit begleitet. Für Lehrerinnen und Lehrer ist das Thema mal erfrischend, mal ernüchternd, aber immer recht vielseitig: «Spicker» werden nicht nur auf Zettel, sondern auch auf Haut geschrieben, in Pulte geritzt und auf Buchplakate notiert.





Im Schulmuseum Nürnberg fand vom 13. August bis zum 31. Oktober eine der umfassendsten Spickzettelausstellungen statt: «Bloß nicht erwischen lassen! Spickzettel – die verborgene Seite der Schule». Leider gibt es dazu (noch) keinen Katalog, für den unsere Abteilung eine dankbare Abnehmerin gewesen wäre. Der Spickzettel ist ein Produkt der Schule, der beispielhaft die Phantasie, das Engagement und die Leidensgeschichten von Lernenden aufzeigt.

Liebe Buchhändlerinnen und Buchhändler, melden Sie sich, wenn ihnen Bücher und Ausstellungskataloge zum Thema Spickzettel begegnen, das interessiert uns immer.

Information Passarelle

Passerelle: Was ist das?

Passerelle, die; -, -n (franz.) schweiz. für Fussgängerbrücke

Quelle: Duden, 24. Auflage, S. 767

Passerelle? Schon mal gehört? Wenn ja, in welchem Zusammenhang?

Passerelle: Brücke für junge Leute mit Berufsmatur an die Uni ...

An der WKS KV Bern bieten wir einen Passerellen-Lehrgang an, und zwar jeweils von August bis Juli.

Hier bereiten wir Lernende, die bereits eine Berufsmatura haben, auf eine eidgenössische Prüfung vor. Im ersten Semester von August bis Februar werden die Fächer Mathematik, Physik, Chemie, Biologie, Geografie und Geschichte unterrichtet. Die naturwissenschaftlichen Fächer sowie Geografie und Geschichte werden mit der ersten Teilprüfung anfangs März abgeschlossen. Im zweiten Semester kommen Deutsch und die Fremdsprache (in der Regel Englisch) dazu. Mit der zweiten Teilprüfung (Mathematik, Deutsch, Fremdsprache) wird das Jahr abgeschlossen.

Wer diese eidgenössische Prüfung besteht, hat die gleichen Voraussetzungen wie ein «Gymeler»: Er oder sie kann an einer Schweizer Universität oder an der ETH studieren.

Mit der Passerelle wurde die vollständige Durchlässigkeit im schweizerischen Bildungssystem geschaffen. Das heisst, auch über den Berufsweg (Lehre, Berufsmatur) ist der Zugang zur Uni möglich: eine tolle Errungenschaft und eine riesige Chance für Jugendliche.

Franz Hellmüller, Leiter Passerelle

Kontakt: franz.hellmueller@wksbern.ch

Website: www.wksbern.ch > Weiterbildungsangebot > Passerelle

Erfahrung mit der Passerelle

Sabrina Röthlisberger, eine Ehemalige meldete sich im September 2009 mit einem Erfahrungsbericht und einigen guten Tipps:

Guten Abend Herr Hellmüller

Seit der Passerelle ist nun auch bereits wieder ein Jahr vergangen. Das erste Jahr an der Universität war sehr spannend. Trotzdem ist man natürlich froh, wenn man die Prüfungen endlich abgelegt hat. Noch dazu, wenn man bald darauf erfährt, dass man die Prüfungen bestanden hat.

Bereits im Januar schrieben wir in der Rechtswissenschaft eine Hausarbeit, welche jeweils als Zulassungsbedingung für die Prüfungen am Ende des Einführungsstudiums gilt. Da meine Arbeit akzeptiert wurde, konnte ich im Juni an den Prüfungen teilnehmen.

Nach langem Lernen, vielen gelesenen Büchern und fleissig besuchten Vorlesungen, legte ich die Prüfungen im Strafrecht, im öffentlichen Recht und im Privatrecht ab. Einige Wochen später erhielt ich dann die Meldung, dass ich alle drei Prüfungen mehr oder weniger erfolgreich bestanden hatte.

Nächsten Montag beginnt mein drittes Semester an der Universität Bern, da ich durch das Bestehen der Prüfungen für das Hauptstudium zugelassen worden bin. Nebenbei werde ich wie bisher 20% bei meinen ehemaligen Lehrbetrieb angestellt sein.

Falls sich einige der aktuellen Passerelle-Absolventen dafür interessieren, können sie an den diesjährigen «Freshers Days» die Universität Bern besuchen. Die Informationstage finden am 1. Dezember 2009 (Dienstag; kantonal) sowie am 2. Dezember 2009 (Mittwoch; ausserkantonal) statt. Weitere Informationen dazu sind unter http://www.infotage.unibe.ch/content/index_ger.html zu finden.

Für unsere «Nachfolger» in der Passerelle habe ich noch die folgenden Tipps:

- Besucht möglichst alle Unterrichtsstunden und macht Notizen, egal ob während der Passerelle oder später an der Universität. Nichts ist mühsamer und sinnloser, als alles im Selbststudium zu erarbeiten, wenn man es quasi auf dem Silbertablett serviert bekommt.

- Arbeitet die Lektionen vor oder nach, so bleibt der Unterrichtsstoff besser hängen. Lest die betreffenden Kapitel und löst die Aufgaben. Schreibt immer sofort Zusammenfassungen. Direkt vor den Prüfungen ist die Zeit dafür sowieso wieder zu knapp. Und nächtelanges Durcharbeiten ist nicht empfehlenswert, da man ausgeschlafen an den Prüfungen teilnehmen sollte.
- Probeläufe für Prüfungen sind keine Schikane, sondern eine Chance, die man unbedingt nutzen sollte, wenn man sie schon erhält. Und wenn der Probelauf schief läuft, hat man immer noch die Möglichkeit, sich zu verbessern. Bei der Prüfung gibt es diese Möglichkeit nicht mehr und es ist von Vorteil, wenn wenigstens die Prüfungssituation nicht mehr total ungewohnt ist.
- Bildet Lerngruppen, so ist die Motivation grösser, wirklich zu lernen. Am besten trifft man sich in der Schule, da ist die Ablenkung wohl am geringsten.
- Besucht den zusätzlichen Unterricht oder die Fragestunden. Selbst wer alles verstanden zu haben glaubt und keine Fragen hat, kann hier vielleicht noch etwas lernen oder den anderen bei ihren Fragen helfen. Wer den Unterrichtsstoff jemand anderem verständlich erklären kann, hat ihn auch wirklich verstanden und verinnerlicht.

Natürlich gilt für die Passerelle sowie für das Studium immer noch, dass jeder freiwillig dort ist und jeder selber wissen muss, wie viel an Zeit und Energie er investieren will. Und natürlich werden solche Tipps meistens nicht wirklich beachtet. Trotzdem erhöht sich mit der Umsetzung die Wahrscheinlichkeit, die Prüfungen zu bestehen.

Allen Passerelle-Absolventen wünsche ich viel Erfolg während des Lehrganges und besonders während der kommenden Prüfungen.

Freundliche Grüsse
Sabrina Röthlisberger

Zu guter Letzt ...

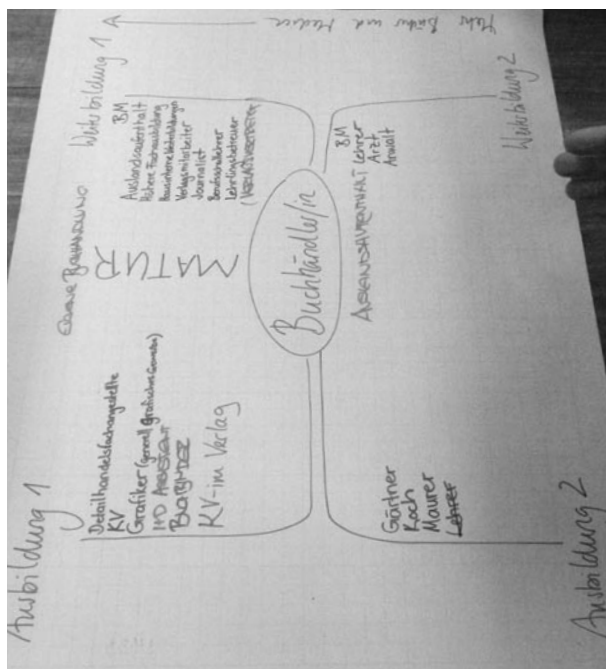
Perspektive-Halbttag 2010

Am 18. und 19. Februar 2010 machen wir wieder einen Perspektive-Halbttag für die Abschlussklassen. Manche Lernenden finden das etwas zu spät. Nun ist es aber nicht die Idee, dass berufliche Pläne von diesem Halbttag abhängig gemacht werden sollten. Die Idee ist viel mehr, dass am Perspektive-Halbttag auf Sorgen, Fragen und Informationslücken im Zusammenhang mit der (bis dahin bereits eingeläuteten) Laufbahnplanung eingegangen werden kann.

Wir werden wieder eine Umfrage bei den diesjährigen Abschlussklassen machen, damit wir wirklich über die aktuellsten Tendenzen, was junge Leute mit Buchhandelsausbildung so arbeiten, informieren können.

Wir sind gespannt und freuen uns.

Tanja Messerli und Barbara Weger



Ergebnisse Perspektive-Halbttag 2009

Gratulation



Barbara Weger auf der Heimreise von der Diplomfeier

Wir gratulieren unserer Lehrerin und Lehrmittelautorin Barbara Weger zu ihrem Bachelor of Science FHO in Information Science mit Vertiefung in Informationsmanagement und Medienwirtschaft. Die frisch diplomierte «Informationswissenschaftlerin BSc FHO» hat eine interessante Bachelorarbeit geschrieben: Buchhandel 2.0. Potenziale und Herausforderungen des Web 2.0 für den Sortimentsbuchhandel.

Diese Arbeit wurde als eine der zwei besten ihres Jahrganges mit einer 6.0 benotet.

Die Abteilung Buchhandel ist natürlich sehr stolz auf Barbara Wegers tolle Leistung. Ebenso darauf, dass unsere in der Öffentlichkeit oft als etwas altbackene oder gar innovationsfeindlich dargestellte Branche immer wieder solche Leute hervorbringt. Denn sie beweisen, dass die Lehre und Arbeit im Buchhandel sowie das Lesen von Büchern nicht zur schlechten Nutzung des Internets, sondern zu Interesse am Medium und effizientem Umgang mit neuen Möglichkeiten führen.

ME

Impressum

Der «Pegasus» erscheint fünf Mal im Jahr. Auch auf www.wksbern.ch

Redaktion: Tanja Messerli (ME) | Wirtschafts- und Kaderschule KV Bern, Abteilung Buchhandel

Bild: Tanja Messerli (ME) (Wo nicht anders erwähnt) Grafik: Neidhart Grafik

Postfach 6936, 3001 Bern | Fax 031 380 30 35 | tanja.messerli@wksbern.ch